

schichte und der einstigen Landesverhältnisse. Ein sachkundiges Lektorat hätte notgetan.

Erstaunt nimmt man zur Kenntnis, daß ein Verlag, bekannt für sein Engagement in der Vergangenheitsbewältigung, Sätze oder Worte stehen läßt wie: Schiller gab ein *Höchstbeispiel geistiger Willenszucht*, Hölderlins Vorfahren waren *ihrer Heimat Erde fest verbunden*, *Der «wahre Hölderlin» konnte dem deutschen Volk zugänglich gemacht werden*, durch Hesse hat Hölderlins *Mahnruf an die Deutschen* eine neue Bedeutung gewonnen, Uhland versetzte sich in die *deutsche Volksseele*.

Mag noch manches als Druckfehler durchgehen – Steinbachtal meint Steinlachtal, statt Professor Hachmann und dem von ihm gestifteten Hachmannianum muß es Hochmann und Hochmannianum heißen, Hölderlins Lehrer hieß Schnurrer und nicht Schurrer, zudem war er Ephorus und nicht Euphorus – ärgerlich sind die vielen Sachfehler: Waltershausen (S. 132, 133) liegt nun mal nicht in Thüringen, sondern im fränkischen Grabfeld; Justinus Kerner war nie Stifter, wie auf S. 172 und 208 behauptet; das Geburtshaus Uhlands stand nicht auf der inneren Stadtmauer (S. 205), sondern in der Neckarhalde in Tübingen; dort verbrachte er keineswegs seine Kindheitsjahre, die Eltern zogen schon wenige Monate nach seiner Geburt in die Hafengasse; zu keiner Zeit war Uhland Stipendiat am Tübinger Stift (S. 206), schließlich studierte er ja bekanntlich Jura und nicht Theologie. Von Tübingen lesen zu müssen, es sei Freie Reichsstadt gewesen (S. 340 und 343), tut weh; die Klosterkirche in Denkendorf ist nun einmal dem hl. Pelagius und nicht dem hl. Augustinus geweiht worden, ebensowenig war es ein Augustiner-Chorherrenstift, sondern ein Stift vom Heiligen Grab (S. 342); der Schreinermeister Zimmer, der Hölderlin in Pflege nahm, hat sein Haus (keineswegs ein «Türmchen») nicht 1807 erworben, sondern 1805. Permanent werden Evangelisches Stift, Martinianum, Burse und Artistenfakultät miteinander verwechselt oder gleichgesetzt. Hermann Kurz als Freund Uhlands zu bezeichnen, ist kühn, kommt der 26 Jahre jüngere Kurz doch erst 1863, Uhland ist schon ein Jahr tot, nach Tübingen; Hesse beendete seine Buchhändlerlehre in Tübingen und nicht in Basel (S. 328), und Mörike schrieb keines seiner Werke in der Tübinger Alten Aula.

Natürlich ist es jedem Autor und jeder Autorin unbenommen, bestimmte Ereignisse im Leben eines Dichters zu werten, sie mit eigenen Worten zu beschreiben, doch sollten sie mit den verbürgten Tatsachen übereinstimmen oder doch zumindest wahrscheinlich sein. Bei Hölderlin heißt es zum Beispiel im Zusammenhang mit seinem Geburtsort Lauffen: *Hier wuchs der kleine Friedrich sorgenfrei auf; der Vater brachte ihm die Natur nahe*. (S. 110) Abgesehen davon, daß die Autorin fast alle schwäbischen Dichter mit der Floskel des sorglosen oder idyllischen Aufwachens bedenkt, ist es hier nicht nur unwahrscheinlich, sondern schlichtweg falsch, genauso wie die Behauptung, der Vater habe dem Sohn die Natur nahe gebracht, schließlich war Friedrich gerade mal zwei Jahre alt, als sein Vater starb. Sicher unzutreffend wird auch der Tod Hölderlins beschrieben: *Länger als sonst stand er am Fenster*

*und schaute in die Mondnacht hinaus. Er fühlte seinen Tod herannahen und sprach mit gefalteten Händen Gebete*. (S. 161)

Nach all diesen Korrekturen mag man schon gar nicht mehr darauf hinweisen, daß Maulbronn wohl nicht die *einzigste noch vollständig erhaltene mittelalterliche Klosteranlage überhaupt* besitzt (S. 342), daß *fürstliche und weltliche Kleinstaaten* (S. 9) durchaus dasselbe sein können, doch Schwaben etwas anderes war und ist als Württemberg, daß im Tübinger Hölderlinturm *der zweite Aufenthalt des Dichters* eben gerade nicht *besonders ausführlich dargestellt* wird, sondern sein ehemaliges Zimmer bewußt leer gehalten ist. Etwas rätselhaft bleibt die Behauptung, daß *fast alle schwäbischen Dichter und Denker* in Heidelberg gewirkt haben (S. 349); und kann man bei Hölderlins Tod wirklich als von einem *tragischen Ende* sprechen?

Nun ja, vielleicht sollte man als Kritiker mit diesem Buch doch nicht so hart ins Gericht gehen. Schließlich handelt es sich nicht um eine Dissertation, sondern um ein Lesebuch, um eine Liebeserklärung an unsere schwäbischen Dichter, eher also um einen Roman, und in diesem Sinne ist das Buch nun doch noch empfehlenswert.

Wilfried Setzler

WERNER MEZGER: **Sankt Nikolaus. Zwischen Kult und Klamauk.** Zur Entstehung, Entwicklung und Veränderung der Brauchformen um einen populären Heiligen. Schwabenverlag Ostfildern 1993. 352 Seiten mit 138 Abbildungen, davon 99 in Farbe. Leinen DM 128,-

Es gibt nur wenige Bücher, die rundum so gelungen sind wie dieses. In ihm erfährt man alles zum Thema «Nikolaus», sei es zur Legende, zur Ausbreitung seines Kultus, zu seiner Darstellung in der bildenden Kunst oder seiner heutigen Vermarktung als Weihnachtsmann. Der vorzügliche Text wendet sich gleichermaßen an den interessierten Laien wie an den Wissenschaftler, den Theologen, den Volkskundler, den Kunsthistoriker, den Soziologen oder den Historiker. Zudem ist die Darstellung hervorragend illustriert. Der hohe Preis ist der einzige Wermutstropfen. Als roter Faden und als zentrales Forschungsfeld, als Einstieg ins Nikolausthema und als Schwerpunkt, um den alle weiteren Fragen kreisen, dient dem Autor das Brauchtum. Werner Mezger verdeutlicht, warum und wie die legendären Geschichten, die Wohl- und Wundertaten des Heiligen ihn zum Schutzpatron zahlreicher Berufsstände und zum Anwalt bestimmter Wünsche werden ließen. Populär wie kein anderer Heiliger galt und gilt er unter anderem als Patron der Seefahrer, Studenten und Schüler, der Kaufleute und Bäcker, der Apotheker, Kerzenzieher, Ölverkäufer und Salbenkrämer, der Bankiers und Geldverleiher, der Liebenden und Heiratswilligen. Aus der Legende läßt sich die Ikonographie herleiten, zum Beispiel erklären, warum die traditionellen Nikolausabbildungen, wie sie gemalt oder geschnitzt vor allem an Altären zu sehen sind, den Heiligen meist mit drei (Gold-)Kugeln zeigen: Weil er drei armen Jungfrauen zu

einer goldenen Mitgift verhalf und sie so vor Schande bewahrte. Aus der Legende wird auch die Brauchbildung, etwa als Gabenbringer, verständlich.

Der Autor, Privatdozent für Volkskunde an der Universität Freiburg, zeigt weiter auf, wie sich – anders als die Legende – das Brauchtum bis zum heutigen Tag veränderte, der Zeit anpaßte oder in Dienst genommen wurde. Anschaulich weist er nach, wie zunächst noch im Mittelalter die um den Kult entwickelte Brauchbildung ausartete: Aus dem kirchlichen Bischofsspiel wurde ein von Verkleidungen geprägtes Treiben mit närrischen Zügen und Teufelsauftritten in der Vorweihnachtszeit. Brauchkorrekturen erfolgten durch Reformation und Gegenreformation. Martin Luther etwa *bekämpfte die Bindung des weihnachtlichen Schenkens an einen Heiligen* und propagierte als *einzigsten aus evangelischer Sicht akzeptablen Gabenbringer den «heiligen Christ»*. Weihnachtsgeschenke werden nun Gaben des Christuskindes. Im Gegenzug bemühten sich die Katholiken, den Bischof von Myra *nun erst recht zu einem zentralen Instrument ihrer Adventspädagogik zu machen*. Der Nikolaus überlebte bei beiden Konfessionen in der Vorweihnacht, in der Barockzeit angereichert durch den *Einkehrbrauch* und die *Kinderexaminierung*, die dem Nikolaus auch Begleiter bescherten, darunter den Knecht Ruprecht als Kinderschreck.

Zur «Brauchkorrektur» in der Frühneuzeit und einer «Brauchverlagerung» zwischen Martini, Advent, Silvester und Fastnacht trat im bürgerlichen 19. Jahrhundert eine «Brauchanpassung», die schließlich zur Inflation der Geschenke, zur neuen Folklorisierung – Klausjagen in Küßnacht am Rigi – und zu einer Verkitschung führte: der Nikolaus als Werbeträger, Pin-Up-Girls in knappster Weihnachtsmann-Kostümierung, «Nikolausi» im Bund mit dem «Osterhasi».

In Werner Mezgers Buch ist manch Bekanntes zusammengetragen, doch darüber hinaus aus einer großen Zahl von schriftlichen und bildlichen Quellen viel Neues festgehalten, sind einzelne Prozesse und Entwicklungen erstmals erkannt und benannt. Die konsequente volkskundliche Sichtweise führt zu neuen Bewertungen, bringt manche Anregung und deckt bislang verborgene Zusammenhänge auf. Ein Buch – für alle Nikolausfreunde unentbehrlich: Für alle, die an ihn glauben, aber auch für jene, für die er einfach nur *Ausdruck der Sehnsucht nach einem Stück Märchenland und ein bißchen Kinderglück und Geborgenheit ist*.

Wilfried Setzler

ANDREAS BLAUERT: **Sackgreifer und Beutelschneider. Die Diebesbande der Alten Lisel, ihre Streifzüge um den Bodensee und ihr Prozeß 1732.** Universitätsverlag Konstanz 1993. 104 Seiten. Gebunden DM 22,80

Von Januar bis Juni 1732 wurde Elisabeth Frommerin, genannt die Alte Lisel, von den Richtern des Reichsstiftes Salem vernommen, bis die Frau gestand, was man ihr –

zurecht – vorwarf: Seit Jahren war sie mit ihren Kumpen durch Oberschwaben, die Schweiz und durchs Fränkische gezogen, hatte sich dabei nach Kräften als «Beutelschneiderin», «Marktdiebin» und «Sackgreiferin» betätigt und auf diese Weise sich und die Ihren über Wasser gehalten. Damit gehörte sie zur Gruppe der «Vaganten», die im 18. Jahrhundert bis zu einem Zehntel der Bevölkerung Süddeutschlands umfaßte; mit diesem Begriff wurden Menschen ohne festen Wohnsitz bezeichnet, die meist aus bäuerlichen oder gewerblichen Unterschichten stammten und sich – wenn es gut ging – als Hausierer, Gaukler, Tuschenspieler oder Abdecker ihr Brot sauer verdienten.

Zum Zeitpunkt ihrer Verhaftung in Lausheim nahe Sigmaringendorf war die Alte Lisel etwa vierzig Jahre alt und als erfahrene Landstreicherin Kopf ihrer Bande. Ihre drei Ehemänner hatte sie durch die Hand des Scharfrichters verloren, und sie selbst fand sich erst seit drei Jahren – nach ihrem Ausbruch aus dem Sigmaringer Gefängnis – wieder in Freiheit. Ständige Begleiter der Lisel bei ihren Diebeszügen waren ihr vierter Ehemann, die fünfzehnjährige Tochter aus erster Ehe, die gleichaltrige Magd und meist auch der «tüpfelte Hannes»; zeitweise wurde die Gruppe durch weitere Personen, etwa die «Rote Frickingerin» und ihre Tochter Marianna, verstärkt.

Daß die Streifzüge dieser Bande – immer wieder unterbrochen von Verhaftungen und Strafen, wie dem Durchstechen der Finger mit Nägeln wegen der Plünderung von Opferstöcken oder Verstümmelungen an der Nase – so detailliert rekonstruiert werden konnten, hängt mit einer veränderten Reaktion der Obrigkeit auf das verbreitete Bettler- und Gaunerwesen in den zwanziger und dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts zusammen. Zum einen wurde durch Almosenordnungen versucht, die Versorgung der «landeseigenen» Bettler zu verbessern; andererseits wurden die durchziehenden, fremden Landstreicher, die häufig in Herbergen und bei Hehlern Unterschlupf fanden, umso unnachsichtiger und systematischer verfolgt. Das Hoheitsgebiet der süddeutschen Kleinstaaten wurde in Streifenbezirke eingeteilt, um die Zugriffsmöglichkeiten zu koordinieren und zu effektivieren. Der Austausch von Verhörprotokollen sowie die Aufstellung und Verbreitung von Gauner- und Diebeslisten mit ausführlichen Personenbeschreibungen taten ein übriges bei der Verfolgung der Gesetzesbrecher, die oftmals aus Not handelten. Schließlich ging auch von breit angelegten Prozessen, wie jenem gegen die Alte Lisel, eine abschreckende Wirkung aus.

Einem der dabei entstandenen Aktenstücke, auf das der Autor durch einen Zufallsfund im Generallandesarchiv Karlsruhe stieß, ist die vorliegende Darstellung zu verdanken. Das fast fünfhundert Seiten umfassende Verhörprotokoll diente als Grundlage hierfür, und es gibt geradezu einen tagebuchartigen Einblick in die Lebensschicksale bis zur Verhaftung und Hinrichtung der Verhörten; sie hatten sich dadurch verdächtig gemacht, daß sie die Messe nicht besuchten. Besonders berührt den Leser heute, daß der Grund für die Verurteilung nicht etwa unmittelbar vor der Verhaftung liegende Straftaten waren, sondern daß solche herangezogen wurden, die bereits ei-